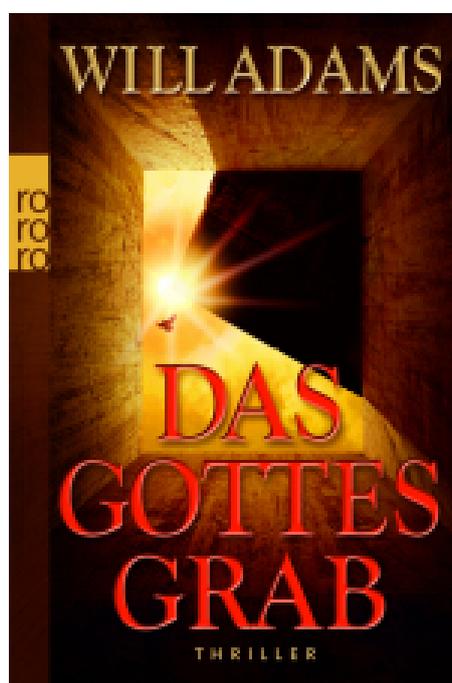


Leseprobe aus:

Will Adams

Das Gottesgrab



PROLOG

DIE LIBYSCHER WÜSTE, 318 VOR CHRISTUS

An der niedrigsten Stelle der Höhle befand sich eine Quelle. Eine dicke Schicht aus Flechten und Schmutz bedeckte die Oberfläche, die seit Jahrhunderten nur durch die Berührung von Insekten oder durch das Blubbern des Gases aus der Tiefe der Wüste gekräuselt wurde.

Plötzlich aber barst diese Haut. Kopf und Schultern eines Mannes tauchten aus dem Wasser auf. Mit nach oben gewandtem Gesicht schnappte er gierig nach Luft. Nur langsam beruhigten sich seine Atemzüge, es war, als wolle sein Herz im Inneren zerplatzen. Erst nach und nach kam er wieder zu sich.

In der Höhle war es stockdunkel, nicht einmal das Wasser schimmerte. Die Erleichterung des Mannes, seinen Tauchgang überlebt zu haben, wich schnell der Angst, dass er nur eine Todesart gegen eine andere getauscht hatte. Er tastete sich an der Kante des Beckens entlang, bis er einen flachen Vorsprung gefunden hatte, stemmte sich hoch und setzte sich. Erst dann griff er unter seiner nassen Tunika nach dem Dolch. Aber eigentlich bestand keine Gefahr, dass er verfolgt worden war. Er hatte sich Stück für Stück durch den Wasserkanal zwängen müssen und konnte sich nicht vorstellen, dass der Libyer, der mit dem Schwert auf ihn hatte einstechen wollen, die Verfolgung aufgenommen hatte. Der fette Kerl wäre sofort im Kanal stecken geblieben und ertrunken.

An seinem Gesicht schwirrte etwas vorbei. Er schrie panisch auf und fuchtelte mit der Hand. Das Echo klang seltsam verlangsamt und dunkel. War diese Höhle doch nicht so klein? Wieder flatterte etwas an ihm vorbei. Es klang wie ein Vogel, aber kein Vogel konnte sich in dieser Finsternis orientieren. Vielleicht eine Fledermaus. In der Dämmerung hatte er ganze Kolonien von Fledermäusen gesehen, die wie Mücken durch die Obstgärten in der Ferne geschwärmt waren. Hoffnung keimte in ihm auf. Wo Fledermäuse waren, da gab es auch einen Weg hinaus. Er tastete die Felsen ab und begann die Wand hinaufzuklettern, die am wenigsten steil war. Er war kein athletischer Mann, und im Dunkeln war der Anstieg tückisch. Aber immerhin gab es in der Wand Vorsprünge oder Löcher, an denen er sich festhalten konnte. Als er an eine Stelle kam, an der es nicht weiterging, kletterte er zurück und fand einen anderen Weg. So ging es stundenlang weiter. Er wurde hungrig und müde. Doch dann stürzte er wieder auf den Boden der Höhle und schrie vor Schreck auf. Ein gebrochenes Bein hätte sein Ende bedeutet. Stattdessen schlug er mit dem Kopf gegen einen Felsen und verlor das Bewusstsein. Als er wieder zu sich kam, wusste er im ersten Moment nicht, wo er war. Dann kehrte seine Erinnerung zurück, und es packte ihn eine so tiefe Verzweiflung, dass er beinahe wieder ins Wasser gesprungen wäre. Aber er konnte sich nicht vorstellen, noch einmal durch den Kanal zu tauchen. Nein. Lieber weitermachen. Erneut versuchte er, die Felswand zu erklimmen. Und noch einmal. Schließlich erreichte er einen unsicheren Vorsprung hoch über dem Boden der Höhle, gerade breit genug, um darauf zu knien. Er kroch weiter, links die Felswand, rechts der Abgrund. Ein Fehler, und er würde zu Tode stürzen. Diese Gewissheit bremste ihn nicht, sie schärfte nur seine Konzentration. Als er nach einer Weile auch auf der anderen Seite eine Fels-

wand spürte, hatte er das Gefühl, ins Innere einer steinernen Schlange zu kriechen. Aber es war nicht mehr ganz so finster wie zuvor. Es wurde immer heller, und mit einem Mal fand er sich ins Licht der untergehenden Sonne getaucht, die nach dem langen Aufenthalt in der totalen Finsternis so blendete, dass er seine Augen abschirmen musste. Die untergehende Sonne! Seit dem Hinterhalt durch Ptolemäus' Truppen war also mindestens ein Tag vergangen. Er bewegte sich näher an den Rand und schaute hinab. Nichts als nackter Fels und ein klaffender Abgrund. Er schaute nach oben. Der Anstieg war steil, aber es sah machbar aus. Bald würde die Sonne verschwunden sein. Ohne nach unten oder nach oben zu schauen, begann er vorsichtig loszuklettern. Geduld, nur keine übereilte Hast. Einige Male bröckelte der Sandstein unter seinen Händen und Füßen. Als er die überhängende Bergkuppe erreicht hatte, versank die Sonne am Horizont. Jetzt gab es kein Zurück mehr. Mit letzter Kraft zog er sich an Fingernägeln, Händen und Ellbogen hoch, er suchte fieberhaft mit Knien und Füßen nach Halt und schürfte sich die Haut an den schroffen Felsen auf. Dann hatte er es endlich geschafft. Er drehte sich auf den Rücken und schaute dankbar in den Nachthimmel.

Kelonimos hatte nie von sich behauptet, ein tapferer Mann zu sein. Er war Lehrer und Heilkundiger, kein Krieger. Trotzdem spürte er den stummen Vorwurf seiner Kameraden. *Zusammen im Leben, zusammen im Tod.* Das war ihr Schwur gewesen. Als sie schließlich von Ptolemäus umzingelt worden waren, hatten alle anderen ohne Bedenken den Sud aus Kirschlorbeerblättern geschluckt, den Kelonimos für sie zubereitet hatte, damit sich ihre Zungen unter Folter nicht lösten. Er selbst aber hatte sich gesträubt. Plötzlich hatte er furchtbare Angst gehabt, zu früh dahinzuscheiden und dieses herrliche Geschenk des Lebens zu

verlieren. Nie wieder die hohen Berge seiner Heimat zu erblicken, die saftigen Ufer ihrer Flüsse oder die Wälder aus Kiefern und Silbertannen. Nie wieder den alten Weisen auf dem Marktplatz zu lauschen. Nie wieder die Umarmungen seiner Mutter zu spüren, seine Schwester zu necken oder mit seinen beiden Neffen zu spielen. Deshalb hatte er nur so getan, als würde er das Gift nehmen. Und als die anderen um ihn herum ihr Leben aushauchten, war er in die Höhle geflohen.

Im Mondlicht war ringsherum nichts als Wüste zu sehen; er war völlig allein. Seine Kameraden waren Schildknappen in Alexanders Armee gewesen, furchtlose Herrscher der Welt allesamt. Nirgendwo hatte er sich sicherer gefühlt als in ihrer Gesellschaft. Ohne sie war er schwach und verletzlich, hilflos in einem Land fremder Götter und unverständlicher Sprachen. Er ging den Abhang hinab, schneller und schneller, panische Angst im Nacken. Dann begann er Hals über Kopf zu laufen, bis er über eine Furche im harten Sand stolperte und stürzte.

Während er sich aufrappelte, überkam ihn eine grauenvolle Ahnung. Im ersten Moment wusste er nicht, woher sie kam. Doch dann zeichneten sich seltsame Formen in der Dunkelheit ab. Als er sich ihnen näherte, begann er zu weinen. Er erkannte das erste Paar. Bilip, der ihn getragen hatte, als ihn seine Kraft vor Areg verlassen hatte. Iatrokles, der ihm wundersame Sagen über ferne Länder erzählt hatte. Kleomenes und Herakles waren die Nächsten. Sie waren zwar bereits tot gewesen, aber Kriminelle und Verräter wurden bei den Makedoniern gekreuzigt, und Ptolemäus hatte aller Welt zeigen wollen, wofür er diese Männer hielt. Dabei waren nicht sie es gewesen, die dem letzten Wunsch des sterbenden Alexanders nicht nachgekommen waren. Nicht sie hatten ihre persönlichen Ziele über die Wünsche ihres Königs gestellt. Nein. Diese Männer hatten nur das tun wollen, was

die Aufgabe von Ptolemäus gewesen wäre: ein Grabmal für Alexander zu errichten, in Sichtweite der Ruhestätte seines Vaters. Kelonimos fiel die gleichmäßige Anordnung der Kreuze auf. Sie standen jeweils in Paaren da. Eins nach dem anderen. Aber ihre Gruppe hatte aus vierunddreißig Männern bestanden. Ohne ihn waren es nur dreiunddreißig. Eine ungerade Zahl. Wie konnten immer zwei Kreuze nebeneinanderstehen? Eine schwache Hoffnung keimte in ihm auf. Vielleicht war außer ihm noch jemand davongekommen. Er eilte die grauenvolle Todesallee entlang. Alte Freunde auf beiden Seiten, aber sein Bruder war nicht darunter. Vierundzwanzig Kreuze, aber an keinem hing sein Bruder. Sechszwanzig. Im Stillen betete er zu den Göttern, seine Hoffnung wurde immer stärker. Achtundzwanzig. Dreißig. Zweiunddreißig. Und an keinem hing sein Bruder. Weitere Kreuze gab es nicht. Einen Moment verspürte er Euphorie. Aber nicht lange. Wie ein Dolchstoß in die Rippen wurde ihm plötzlich klar, was Ptolemäus getan hatte. Rasend vor Wut und Schmerz schrie er auf und fiel auf die Knie in den Sand. Als sein Zorn schließlich abflaute, war Kelonimos ein anderer Mensch geworden, ein Mann mit einem festen Ziel. Er hatte den Schwur dieser Männer einmal verraten. Noch einmal würde er ihn nicht verraten. *Zusammen im Leben, zusammen im Tod.* Ja. Das war er ihnen schuldig. Was auch immer es kostete.

KAPITEL 1

DIE RIFFE VON RAS MOHAMMED, SINAI, ÄGYPTEN

I

Daniel Knox döste zufrieden an Deck, als sich die junge Frau provozierend vor ihn stellte und die Nachmittagssonne verdeckte. Er blinzelte, doch als er sah, wer vor ihm stand, fuhr er auf und blickte sich schnell um. Max hatte ihm deutlich zu verstehen gegeben, dass sie die Auserwählte von Hassan Al Assyuti war, und der war stolz auf seinen Ruf, schnell gewalttätig zu werden. Besonders wenn es jemand wagte, in seinem Revier zu wildern. «Ja?», fragte er.

«Sie sind also wirklich Beduine?», sprudelte sie los. «Dieser Max hat jedenfalls gesagt, Sie wären Beduine, aber ich finde, Sie sehen gar nicht so aus. Verstehen Sie mich nicht falsch, irgendwie sehen Sie schon so aus, also ich meine Ihre Hautfarbe und Ihr Haar und die Augenbrauen, aber ...»

Kein Wunder, dass Hassan ein Auge auf sie geworfen hat, dachte Knox, während sie weiterredete. Seine Vorliebe für Blondinen war bekannt, und diese hatte ein charmantes Lächeln, bezaubernde türkisgrüne Augen und eine schöne Haut mit ein paar hellen Sommersprossen. Außerdem brachte der grün-gelbe Bikini ihre schlanke Figur perfekt zur Geltung. «Die Mutter mei-

nes Vaters war Beduinin», sagte er, um ihr aus der Verlegenheit zu helfen. «Das ist alles.»

«Wow! Eine Beduinengroßmutter!» Sie nahm das zum Anlass, sich zu ihm zu setzen. «Wie war sie denn so?»

Knox stützte sich auf einen Ellbogen und blinzelte in die Sonne. «Sie war schon tot, als ich geboren wurde.»

«Oh, das tut mir leid.» Eine feuchte Locke fiel ihr ins Gesicht. Sie strich ihr Haar zurück und hielt es mit beiden Händen zu einem Pferdeschwanz, sodass ihre Brüste hervorstanden. «Sind Sie hier aufgewachsen? In der Wüste?»

Er schaute sich um. Sie befanden sich auf Max Stratis Tauchschiff, mitten im Roten Meer. «Wüste?», fragte er.

«Tsts!» Sie boxte ihm spielerisch gegen die Brust. «Sie wissen, was ich meine.»

«Ich bin Engländer», sagte er.

«Ich mag Ihr Tattoo.» Sie fuhr mit der Fingerspitze über den blaugoldenen, sechzehn Zackigen Stern auf seinem rechten Oberarm.

«Was ist das?»

«Der Stern von Vergina», antwortete Knox. «Ein Symbol der Argeaden.»

«Der was?»

«Der alten königlichen Familie von Makedonien.»

«Was? Meinen Sie Alexander den Großen?»

«Sehr gut.»

Sie rümpfte ihre Nase. «Sind Sie ein Fan von ihm? Ich habe gehört, er wäre ein Säufer und Ekel gewesen.»

«Dann haben Sie etwas Falsches gehört.»

Sie lächelte. Anscheinend gefiel es ihr, zurechtgewiesen zu werden. «Na los, klären Sie mich auf.»

Knox runzelte die Stirn. Wo sollte man bei einem Mann wie Alexander anfangen? «Einmal belagerte er mit seinen Truppen

eine Stadt namens Multan», erzählte er ihr. «Das war schon am Ende seiner Feldzüge. Seine Männer hatten das Kämpfen satt und wollten nur noch nach Hause. Aber Alexander ließ das nicht zu. Er war als Erster oben auf der Stadtmauer. Die Verteidiger stießen alle Angriffsleitern weg, deshalb war er plötzlich ganz auf sich allein gestellt. Jeder normale Mensch hätte versucht, sich in Sicherheit zu bringen, nicht wahr? Aber wissen Sie, was Alexander getan hat?»

«Was?»

«Er sprang ins *Innere* der Festung. Nur so konnte er seine Männer dazu bringen, ihm zu folgen.» Und das taten sie auch. Sie haben die Stadt in Schutt und Asche gelegt, um ihn zu retten, und sie sind gerade noch rechtzeitig gekommen. Die Wunden, die er an diesem Tag davontrug, haben wahrscheinlich zu seinem frühen Tod geführt, aber auch seinen Mythos vergrößert. «Er rühmte sich damit, dass sein gesamter Körper mit Narben übersät war, außer sein Rücken.»

Sie lachte. «Hört sich nach einem Psycho an.»

«Das waren andere Zeiten», sagte Knox. «Als er die Mutter des persischen Herrschers gefangen nahm, hat er sie unter seinen persönlichen Schutz gestellt. Als er starb, fiel sie in so tiefe Trauer, dass sie sich zu Tode hungerte. Nicht als ihr eigener Sohn starb, sondern als Alexander starb. Das tut man nicht für einen Psychopathen.»

«Mmmh», sagte sie. Offenbar langweilte sie die Geschichte schon. Sie kniete sich hin, beugte sich über ihn und warf den Deckel der Kühlbox auf. Seelenruhig begutachtete sie jede einzelne Flasche und Dose, während genau vor seiner Nase ihre Brüste im Bikinioberteil umherschaukelten. Knox konnte ihre Brustwarzen erkennen. Plötzlich fühlte sich sein Mund etwas trocken an. Dass sie es nur darauf anlegte, tat der Wirkung keinen Abbruch. Aber

sofort musste er auch an Hassan denken und wandte den Blick ab. Sie ließ sich zurückfallen, eine offene Flasche in der Hand und ein schelmisches Lächeln auf den Lippen. «Wollen Sie auch was?», fragte sie.

«Nein, danke.»

Sie zuckte mit den Achseln und nahm einen Schluck. «Kennen Sie Hassan schon lange?»

«Nein.»

«Sind Sie ein Freund von ihm?»

«Ich stehe nur auf seiner Gehaltsliste, Schätzchen.»

«Aber er ist koscher, oder?»

«Das ist wohl kaum die passende Beschreibung für einen Moslem.»

«Sie wissen, was ich meine.»

Knox zuckte mit den Schultern. Um kalte Füße zu kriegen, war es längst zu spät für sie. Hassan hatte sie in einem Nachtclub aufgebaldelt, nicht in der Sonntagsschule. Wenn er ihr nicht gefiel, hätte sie nein sagen sollen, ganz einfach. War sie naiv oder dumm? Allerdings schien sie genau zu wissen, was sie mit ihrem Körper anstellte.

In diesem Moment tauchte Max Strati hinter dem Kabinengang auf und eilte mit großen Schritten auf sie zu. «Was ist denn hier los?», fragte er eisig. Vor zwanzig Jahren hatte er seinen Urlaub in Scharm El Scheich verbracht und war dort hängengeblieben. Inzwischen hatte er sich in Ägypten etwas aufgebaut, und das wollte er nicht riskieren, indem er Hassan verärgerte.

«Wir reden nur», sagte Knox.

«Das kannst du nach Feierabend machen», sagte Max. «Herr Al Assyuti wünscht, dass seine Gäste noch einen letzten Tauchgang machen.»

Knox erhob sich. «Ich bereite alles vor.»

Das Mädchen sprang begeistert auf. «Super! Ich dachte, wir würden heute nicht mehr runtergehen.»

«Sie werden uns nicht begleiten, Fiona», sagte Max knapp. «Wir haben nicht genug Sauerstoffflaschen. Sie bleiben hier bei Herrn Al Assyuti.»

«Oh.» Plötzlich wirkte sie verängstigt wie ein kleines Kind und legte Hilfe suchend eine Hand auf Knox' Unterarm. Er schüttelte sie ab und ging verärgert zum Heck, wo neben den Plastikkisten mit Neoprenanzügen, Schwimmflossen, Schnorcheln und Taucherbrillen die Sauerstoffflaschen in Stahlregalen lagen. Ein kurzer Blick bestätigte, was Knox bereits gewusst hatte: volle Flaschen gab es mehr als genug. Da er Max Stratis stechenden Blick spüren konnte, drehte er sich lieber nicht um. Das Mädchen war nicht sein Problem. Sie war alt genug, um auf sich selbst aufzupassen. Er hatte keine Beziehung zu ihr und keinerlei Verpflichtungen. Um sich in dieser Stadt zu etablieren, hatte er sich den Arsch abgearbeitet, und das würde er nicht aufs Spiel setzen, nur weil irgendein unreifes junges Ding ihren Preis falsch eingeschätzt hatte. Aber seine Rechtfertigungen halfen nicht viel. Mit einem flauen Gefühl im Magen hockte er sich vor die Kisten, um das Equipment zu checken.